

Kleinere Mitteilungen.

Albanien.

(Nach Prof. E. Oberhummer.)

Den Kern Albaniens bildet der meridional gerichtete Teil des dinarischen Systems, ein einheitliches Faltengebirge. Albanien ist ein rauhes Gebirgsland, in dem fruchtbare Ebenen eingebettet sind, ohne sonderlich scharfe natürliche Grenzen, also keine geographische Einheit; nur das stark ausgeprägte Volkstum läßt es als solche erscheinen. Aber auch eine genaue ethnographische Grenze ließe sich nur schwer darstellen und die gegenwärtige politische Abgrenzung schließt im NE. einen ganz beträchtlichen Teil des Volkes aus.

Dem indogermanischen Sprachstamme angehörend, zeigt die albanische Sprache nur lose Beziehungen zur letto-slavischen, italokeltischen und germanischen Gruppe. Im Laufe der Zeit erfuhr sie eine außerordentlich starke Beimischung fremder, insbesondere lateinischer Elemente, später auch neuitalienischer und rumänischer; sie wurde romanisiert. Die griechische Sprache erlangte nur in Südalbanien größeren Einfluß, um so mehr aber die slawische und die türkische Sprache. So muß die albanische Sprache im wesentlichen als Mischsprache angesprochen werden, die dem Rumänischen am nächsten steht. Ihre zahlreichen Dialekte zerfallen in zwei Hauptgruppen, deren eine, die „ghegischen“ im Norden, die anderen, die „toskischen“, im Süden gesprochen werden. Eine einheitliche Schriftsprache, wie überhaupt ein einheitliches Alphabet fehlen den Albanern.

Nach dem gegenwärtigen Stand der Forschung gilt das Volk als Nachkommen der alten Illyrier, die die Träger der Hallstattkultur in den Ostalpen und in den Karstländern waren. Vielleicht wurden sie von den Kelten, dann von den Germanen und noch später von den Slawen aus ihren nördlichen Gebieten verdrängt, vielleicht bloß ihre Nationalität umgebildet, denn noch die heutige Bevölkerung zeigt die typischen Merkmale der alten Rasse: hohen, schlanken Wuchs, Brachykephalie und vielfach blondes Haar.

Die Einwanderung der Illyrier in die Balkanländer folgte der Wanderung der griechischen Stämme gegen Süden (um 2000 v. Chr.). In Epirus aufeinandertreffend, erfolgte die Hellenisierung der dortigen Stämme, während die im Norden wohnenden seit etwa 400 v. Chr. keltischen Einflüssen ausgesetzt waren, so daß sich rein illyrisches Volkstum nur im mittleren Gebiete, d. i. das heutige Nordalbanien, Montenegro, Süddalmatien und Herzegowina entfalten konnte. Hier zeigen sich auch die ersten Ansätze zur Bildung eines nationalen

Staates (nach 400 v. Chr.). Skodra, heute Skutari, erscheint als Hauptstadt des illyrischen Königreiches unter Agron und dessen Witwe Königin Teuta, die es wagte, Rom zum Kampfe herauszufordern. In zwei Feldzügen von den Römern bekämpft, fiel der Rest des Reiches mit der Hauptstadt in die Hände der Sieger, die aber noch manch blutigen Aufstand zu unterdrücken hatten. Um dieselbe Zeit wurde auch das im Süden entstandene Reich des ritterlichen Königs Pyrrhos von Epirus römische Provinz. Und nun entstand jene großartige Kunststraße, die, den Occident mit dem Orient verbindend, von Dyrrhachium durch Illyrien und Makedonien führte, die Via Egnatia, auf der sich ein großer Teil des damaligen Welthandels vollzog.

In die Zeit von Roms Weltherrschaft fällt auch die erste Erwähnung des Namens „Albanien“. Claudius Ptolemäus verzeichnet im Hinterlande von Dyrrhachium (Durazzo) eine von den illyrischen Albanoi bewohnte Stadt Albanopolis. Wie die Bezeichnung „Griechen“, „Hellenen“ die Namen längst verschollener griechischer Stämme sind, so ist auch der Name dieses Stammes auf das ganze Volk übergegangen. — Zum andern Mal aber erwähnt sie erst der byzantinische Historiker Michael Attaleiates um die Mitte des 11. Jahrhunderts wieder; später hören wir von ihnen als: Arbanoi, Albanitai, Arbonitai (türkisch: Arnaut). — War das Land erst ein Teil des römischen, dann des oströmischen Reiches, so gelang es, nachdem das durch die Kreuzfahrer 1204 begründete lateinische Kaiserreich in Trümmer gefallen war, einer den byzantinischen Kaisern verwandten Dynastie, das Despotat Epirus zu begründen, das, wenn auch verkleinert, bis 1430 bestand. Die neapolitanischen Angiovinen faßten im 13. Jahrhundert um Durazzo festen Fuß und in bezug auf diese neapolitanischen Besitzungen, die sich von Korfu bis Kroia erstreckten, erscheint nach Jireček zum ersten Male die Bezeichnung „regnum Albaniae“. Das übrige Albanien wurde vom 10. bis zum 14. Jahrhundert von den Bulgaren beherrscht, bis es der Serbe Stephan Duschan (1346—1356) eroberte.

Schon in der ersten Hälfte des 14. Jahrhunderts begann aus den überfüllten Gebirgsgegenden eine Abwanderung albanesischer Bauern und Hirten nach Griechenland, später nach Süditalien und im 18. Jahrhundert auch nach Österreich (bei Zara).

Als durch das Vordringen der Türken im 14. Jahrhundert nach Albanien das Nationalgefühl der Albaner besonders entflammt wurde, gelangten einige einheimische Adelsgeschlechter zu größerer Machtstellung, so Karl Topia in der zweiten Hälfte des 14. Jahrhunderts, die Musachi, die Dukagin und andere, besonders aber die Kastrioti unter Georg, genannt Skanderbeg (1443—1468), der ganz Nordalbanien bis gegen die makedonischen Seen hin beherrschte und der abendländischen Christenheit Vorkämpfer gegen die Türken wurde. Als aber nach seinem Tode die Türken unaufhaltsam vordrangen und 1479 Kroia und Skutari eingenommen hatten, trat der größte Teil des Volkes mit Ausnahme des Nordens, wo sich die katholische Kirche, und des Südens, wo sich seit frühchristlicher Zeit der orthodoxe

Glaube erhalten hat, zum Islam über. Trotz mannigfacher, aber mißglückter Versuche erstreckte sich die türkische Herrschaft nur auf die Städte, während die Gebirgs- und Landbewohner ihre alte Stammesverfassung und Selbstverwaltung behielten. — Zu Beginn des 19. Jahrhunderts sei noch die Gewaltherrschaft des aus einem toskischen Adelsgeschlechte entsprossenen Ali Pascha erwähnt, der sich vom türkischen Statthalter zum Herrn von Epirus, Mittelalbanien und eines Teiles von Griechenland aufschwang und Janina zu seiner Residenz machte. Um die Erforschung und Aufnahme dieses bis vor kurzem verschlossenen Landes haben sich besonders österreichische Forscher und unsere Marine Verdienste erworben, doch ist noch viel der Zukunft vorbehalten, insbesondere die wirtschaftliche Erschließung des Landes.

—l—

A. K. Gebauer sandte aus Töng-yueh einen kurzen Bericht über den bisherigen Verlauf seiner zweiten Expedition, dem wir Folgendes entnehmen:

Die österreichischen Konsulate in Bombay und Rangun waren durch das k. k. Ministerium des Äußeren bereits von seiner Reise unterrichtet und er wurde von den Herren Konsuln sehr liebenswürdig empfangen. Der Konsul in Bombay sagte ihm, daß ihm die englische Regierung Schwierigkeiten bereiten dürfte, doch habe er bis jetzt noch nichts zu fühlen bekommen. In Bombay hörte und las er, daß das Tsang-po-Brahmaputraproblem durch Workshead und Bailay bereits gelöst sei. Sollte es ihm gelingen, nach Tibet zu kommen, so werde er trotzdem trachten, den Tsang-po so weit nach Süden zu verfolgen, bis er zu dem viel erörterten, gewiß nicht bloß in der Einbildung der Punditen und Lamas existierenden Wasserfall gelangen werde. Von Rangun fuhr er mit der Bahn nach Mandalay, von dort mit Cargoboot in sechs Tagen nach Bhamo. In Rangun hatte er bereits erfahren, daß die englischen Behörden von seiner Reise noch nicht verständigt worden waren. Trotzdem empfing ihn der Deputy-Commissioner von Bhamo sehr freundlich. Als vorläufigen Zweck gab er an, die Liso und Lutzu am Saluen zu studieren. Wenn er einmal so weit nach Norden vorgedrungen sein wird, werde sich das Weitere von selbst finden. Von seiner Ansicht, in Bhamo Maultiere zu erwerben, mußte er absehen, da die Leute Liebhaberpreise dafür verlangten. Nach vielfachen Verhandlungen mietete er zehn Maultiere für die neuntägige Tour von Bhamo nach Töng-yüeh und brach am 12. Jänner in Begleitung einer Karawane von 54 Maultieren auf. Der auf Karten eingezeichnete Weg besteht derzeit in Wirklichkeit nur bis an die chinesische Grenze. Dasselbst verschwindet er auf weite Strecken vollständig und die Route führt zum Teil an Bergabhängen, zum Teil über die Terrassen der Reisfelder oder durch das Gerölle der um diese Jahreszeit nur wenig Wasser führenden Flüsse Ta-ping (Kiang-schwe) und Namti. Die chinesische Grenze wird in einer Höhe von ungefähr 950 m (Aneroid) überschritten. Die höchstgelegene Stelle des Weges

liegt unmittelbar vor Töng-yüeh (1660 m, Aneroid). Die Mehrzahl der Bevölkerung in der Ta-ping-Ebene und im Namtital besteht aus Schan, deren Tracht von den Bewohnern der Schanstaaten nur wenig differiert. Erst am letzten Reisetage verschwanden die Schan und machten den Chinesen Platz. Die Abschaffung des Zopfes scheint von allen Bewohnern schon lange herbeigesehnt worden zu sein, denn er habe bis heute noch keinen Zopf gesehen. Mädchen und Frauen, auch der ärmeren Klassen, haben alle künstlich verkrüppelte Füße. Formalitäten am chinesischen Zollamt in Töng-yüeh gab es, dank eines Empfehlungsschreibens des Vertreters der „Times“ in Wien, nicht. Hier vermißte er besonders die Empfehlung der englischen Regierung. Auch sein chinesischer Paß, den er von der österreichischen Gesandtschaft in Peking hier erwartete, war noch nicht da. Nun liegt auf ihm die schwere Sorge, ob die österreichische Gesandtschaft in Peking auch vom Ministerium des Äußeren verständigt wurde.

Was die politischen Zustände hier anbelangt, so sei jetzt scheinbar alles ruhig. Anfang Dezember brach in Tali-Fu (12 Tage von hier) eine Rebellion aus, die sich bis Yung-Chang-Fu (4 Tage von hier) erstreckte. Nach dreiwöchentlicher Dauer wurde sie von Truppen aus Yünnan-Fu unterdrückt. Ein Bewohner Töng-yüehs, der Gesindel und Räuber aus den Bergen gesammelt hatte und Töng-yüeh in Besitz nehmen wollte, wurde vorige Woche hier erschossen, ein anderer Rebell im Bazar geköpft.

A. K. Gebauer hofft, sobald er im Besitze des Passes und glücklicher Besitzer von Tieren sein werde, Töng-yüeh zu verlassen und auf der Route Brunhubers nach Norden ziehen zu können.

Die Indianerstämme auf dem Isthmus von Panama.

In der heurigen März-sitzung der Anthropologischen Gesellschaft in Berlin, die unter dem Vorsitz des durch seine Reisen in Zentralamerika bekannt gewordenen Prof. Seler stattfand, berichtete Dr. Otto Lutz aus Panama über die auf dem dortigen Isthmus ansässigen Völker. Da selbstverständlich alle Nationen, die am Weltverkehr Interesse haben, sich mehr oder minder stark dort angesiedelt haben, zogen sich die der Kultur wenig zugänglichen Indianerstämme in das Innere des Landes zurück, das seiner Unwegsamkeit wegen sowie aus mannigfachen anderen Gründen noch recht wenig bekannt ist. Besonders wenig weiß man zurzeit noch über die dort ansässigen Indianerstämme. Der Vortragende bezeichnet zwei Stämme auf dem Isthmus als dominierend: die Guaymies im Nordwesten, also in den Provinzen Chiriqui und Veraguas und die Cuna-Cuna östlich vom Kanal. Westlich des Vulkanes Chiriqui, also gegen Costa Rica hin und wohl auch dorthin übergreifend, waren einstmals die Dorasques ansässig, die man heute nur mehr aus Grabfunden kennt; sie sind sonst gänzlich verschwunden. Wie aus den erhalten gebliebenen Tonvasen und Goldfiguren hervorgeht, stand bei ihnen das Kunstgewerbe auf einer hohen Stufe; ihr kriegerischer

Sinn dürfte aber zu ihrer Vernichtung geführt haben. Im Südosten von Panama sitzen in einem schmalen Küstenstrich am Pazifischen Ozean die Chocoos, unter welchen der Vortragende einige Zeit gewohnt. Die, wie erwähnt, östlich vom Kanal ansässigen Cuna-Cuna haben sich in jeder Beziehung, auch politisch selbständig gehalten, indessen ist durch die Loslösung der Republik Panama von Columbien unter ihnen eine Spaltung eingetreten. Der größere Teil unter dem Kaziken Inanaquina ließ sich von Columbien seine Selbständigkeit garantieren und ist außerdem vorsichtig genug, jedem Weißen den Zutritt zu ihrem Gebiete zu untersagen. Das erscheint um so gerechtfertigter, als der ganze Volksstamm wohlhabend ist, die Gemeinden ausgedehnte Kokoswälder besitzen und Fischerei und Seefahrt blühen. Die geschlossenen Niederlassungen machen daher auch einen ganz anderen Eindruck als so viele andere Indianerdörfer. Ein kleinerer Teil der Cuna-Cuna unterwarf sich mit Charlie Robinson an der Spitze der Republik Panama.

Die Chocoos, die Lutz genauer kennen lernte, schildert er in ähnlicher Weise, wie das von manchen Indianerstämmen Nordbrasilens, vor allem im Roroimagebirge gilt: sie sind die lebenswürdigsten und natürlichsten der auf dem Isthmus lebenden Indianerstämme, von schönem Körperbau und einer für europäische Begriffe prachtvollen Bemalung. Auffallend häufig findet man blonde Kinder; es scheint sich da um einen Rassencharakter zu handeln. Wie die Cuna-Cuna sind auch sie gewerbefleißig; ihre Hütten legen sie auf erhöhten Uferböschungen an, jedoch im Gebüsch versteckt. Streng wird die Monogamie eingehalten.

Weniger angenehm sind die Eindrücke, die Vortragender bei einem Besuche der im Nordwesten wohnenden Guaymies gewann. Sie betreiben Ackerbau und Viehzucht und verdingen sich im Akkord an die in den Küstengebieten angesiedelten großen Viehzüchter, für die sie Kunstweiden anlegen; im übrigen teilen sie mit so manchen anderen Völkern — auch solchen Europas — die Eigentümlichkeit, daß die Männer die Frau als Arbeitstier betrachten. Übrigens betätigen auch sie sich gewerblich. In ihrem Gebiete finden sich die sogenannten „Piedras pintadas“, wörtlich bemalte Steine; es sind indessen wenigstens in ihrem heutigen Erhaltungszustand lediglich Steine, in die Figuren geritzt sind. Über deren Bedeutung weiß man nichts Genaueres; man vermutet, daß sie vielleicht nur aus Spielerei eingeritzt wurden und einer früheren Kulturepoche entstammen.

ZOBODAT - www.zobodat.at

Zoologisch-Botanische Datenbank/Zoological-Botanical Database

Digitale Literatur/Digital Literature

Zeitschrift/Journal: [Mitteilungen der Österreichischen Geographischen Gesellschaft](#)

Jahr/Year: 1913

Band/Volume: [57](#)

Autor(en)/Author(s): Oberhummer Eugen

Artikel/Article: [Kleinere Mitteilungen, Albanien. 271-275](#)